Vierbeinige Ur-Amerikaner.

Die Miezchen und Wauwaus der Vorzeit in unserem Lande waren Riesengeschlechter, welche selbst auf die größten der Katzen und Hunde unserer Tage verächtlich herabgeblickt haben würden. Das ist allerdings schon beiläufig 100,000 Jahre her, aber unsere Gelehrten wissen das ganz genau; denn die Kunst, in alten Knochen Geschichte zu lesen und aus wenigen, ja sogar nur aus einem einzigen Knochen sich ein vollständiges Skelett und aus diesem ein fix und fertiges Thier aufzubauen, hat ja gewaltige Fortschritte gemacht. An Knochen fehlt es aber nicht, und ein Forscher der vorgeschichtlichen Thierwelt in Washington hat aus denselben neuerdings eine Abhandlung gelesen, aus der Folgendes hervsrgehoben sei:

Große fleischfressende Katzenarten schwärmten vor 100,000 Jahren in unzähligen Mengen über Nordamerika dahin. Am besten erkennen wir den Charakter und die Lebensweise jener Thiere aus den Zähnen, die sich überhaupt länger und vorzüglicher halten, als jedes andere Ueberbleibsel in der Natur.

Besonders wichtig sind die aufgefundenen Schneidezähne und Backenzähne dieser Katzenriesen. Da gab es z. B. den „Gomphodus", welcher so groß war wie der größte Panther und in seiner oberen Kinnlade zwei Zähne hatte, welche Dolchen glichen und je 5 Zoll lang waren; sie erinnern einigermaßen an die furchtbaren, unwiderstehlichen Schneidezähne mancher riesigen Reptile aus der Saurierzeit. Ohne Zweifel waren diese Katzen unsäglich blutdürstig und wild. Vielleicht noch schrecklicher war die Gattung „Pogonodon", die sich an Körpergröße mit dem größten Jaguar messen konnte. Im heutigen Oregon behaupteten zwei Untergattungen derselben das Feld gegen alle Gegner.

Noch viele andere Katzenarten, von der Größe der heutigen Hauskatze bis zu der des säbelzahnigen Tigers (aber größer, als der Tiger oder Löwe von heute) machten damals unseren Continent unsicher. Besonders zahlreich scheinen dieselben in Texas gewesen zu sein, wo man auch die meisten Ueberbleibsel gefunden hat. Ihre ungewöhnlichen Zähne gereichten ihnen aber nicht immer zum Vortheil, ja sie scheinen ihren Untergang befördert zu haben. Diese Zähne waren vielfach nutzlos für Beißzwecke und konnten zum Durchschneiden nicht gebraucht werden, wenn nicht die Kinnlade des Thieres geschlossen wurde; zudem waren sie oft so gestellt, daß sie das Thier verhinderten, große Fleischstücke abzubeißen, und so die Ernährung beeinträchtigten. Man hat Grund zu der Annahme, daß manchmal diese Säbelzähne in die Lücken der unteren Kinnlade derart geriethen, daß sie den Mund weit offen hielten und es nicht möglich machten, ihn wieder zu schließen, was also ein Verhungern zur Folge gehabt hätte; einen prächtigen Schädel mit einer solchen Stellung der Zähne hat man vor nicht langer Zeit in Südamerika gefunden. Die säbelzahnigen Tiger haben offenbar gleichzeitig mit Menschen existirt, und Letztere waren gezwungen, sie zu bekämpfen.

Ebenso zahlreich, wie die Katzen, waren Hundegattungen vorhanden, zum Theil von der Größe von Bären. Besonders waren dieselben in Colorado, Nebraska und Dakota vertreten. Manche darunter streiften nur Nachts umher und hatten ungewöhnlich große Augen, desgleichen große Ohren und kurze, scharfe Nasen. Das Alles kann der Gelehrte aus den Schädeln ablesen. Eine besonders in Nebraska sehr zahlreich aufgetretene Hundegattung, welche man „Aelurodon" getauft hat, war offenbar ein Mittelding zwischen Hund und Katze und vielleicht die Vorgängerin der heutigen Hyäne; ihre Nahrung waren wahrscheinlich die Aeser von Antilopen und kleinen Kameelen, welche damals ebenfalls sich massenhaft auf den Ebenen und in den Thälern unseres Festlandes herumtrieben.

— Der Stern des „kleinen Magnets von Georgia", der vielumfochtenen Mrs. Abbott, ist im Erbleichen. Was den angestrengtesten Bemühungen der Gelehrten nicht gelungen, die überall „Tricks" witternden Artisten haben es herausgefunden und nach nur achtwöchentlichem Training schickten sie bereits zwei „Anti-Magnetdamen" in's Feld. Die eine beackert in London, die andere in Kopenhagen, Circus Variete, das sehr fruchtbare Feld. Besonders die Letztere, die sich Wilhelmina Abbot nennt, deren Wiege aber in St. Pauli bei Hamburg gestanden, ist eine streitsüchtige Dame, welche behauptet, bereits vor dem little Magnet die betreffenden Kunststücke ausgeführt zu haben. Dies ist natürlich eine Reclamewaffe. Die Sportswelt verräth jetzt, daß der Erfinder dieser „Arbeit" der bekannte englische Zauberkünstler Herat ist, welcher das Geheimniß zuerst an einen englischen Acrobaten Namens Stelling (Gatte der Mrs. Abbot) verkaufte. Heute kann man die ausführliche Beschreibung der Arbeit auch in Deutschland und zwar bei M. Hermann in Berlin und C. Sörensen in Hamburg käuflich haben. Das ganze Geheimniß basirt auf einer Verschiebung des Schwerpunktes und Vertheilung der offensiven Kräfte. Selbstredend müssen die betreffenden Damen auch eine phänomenal entwickelte Muskelkraft besitzen, die man eben nur durch das energische Training der Artisten erlangen kann. Wie leicht physische Kräfte paralysirt werden können, ersieht man aus dem Vorgehen eines rheinischen Sportsmannes, der den Billardstock sofort niederdrückte, als er nur zwei Finger jeder Hand auf denselben legte, was ihm bei krampfhaft um das Queue geballten Händen trotz Anwendung der gesammten Kraft nicht gelingen wollte.

Die Schloßwache.

Es war in Dresden, im schönen Dresden, und zwar vor langer, langer Zeit, nämlich dazumal, als dort noch — sächsisch gesprochen wurde.

In jener vorweltlichen Periode also war die gesammte Welt selbstverständlich auch noch viel harmloser, als heutzutage, und besonders beim Militär, beim sächsischen Militär ging es noch bedeutend „kemiedlicher" zu. —

Der alte Major von W. war ein hervorragender Kemiedsmensch, hauptsächlich außerhalb des Dienstes, zu Hause nämlich, wo seine liebe Frau Gemahlin in des Wortes verwegenster Bedeutung die — Uniforn anhatte.

Das mag jedoch am Ende anderswo auch zuweilen mal vorkommen, und es wäre vielleicht Unrecht, wenn man das „diehosenanhaben" als eine Specialitat sächsischer Damen bezeichnen wollte, obgleich der etwas weichliche „Tialekt" dem männlichen Geschlecht daselbst ja nicht gerade übermäßig viel Respect verschaffen dürfte. — Genug, der alte von W. sächselte „sehre", und Mutter war ihm bedeutend über.

Nun war aber dieser sehr glücklichen Ehe auch noch ein sogenannter Sohn entsprossen, der „Deodor", ein toller Kunde, der mehr in die Fußtapfen der Frau Mama zu schlagen versprach. Deodor war zur Zeit des Vorkommens unserer wahrhaftigen Geschichte nun also „Bordebee-Fähnrich" im Leibregiment, und als solcher selbstverständlich zu sämmtlichen Streichen, die sich nur irgendwie aushecken ließen, aufgelegt.

Also eines schönen Tages traf es sich, daß Deodor Höchstkommandirender der Wache im königlichen Schlosse wurde, und da dies gleichzeitig seine erste Wache war, so kann man sich wohl vorstellen, daß sich an dieselbe auch eine gemüthliche Kneiperei knüpfen mußte, wie dies ja von jeher so üblich war. —

Unglücklicher, oder für unsere kleine Geschichte vielmehr glücklicher Weise, hatte aber der alte von W. an jenem selben Tage gerade den Ronde-Dienst aufgehalst bekommen, und da der liebe Deodor von diesem Factum rechtzeitig in Kenntniß gesetzt wurde, so war es wohl mehr als natürlich, daß der gemüthvolle junge Kriegs-Halbgott darüber im tiefsten Herzen erfreut wurde und seine Kameraden sofort nach Aufzug auf die Schloßwache instruirte: „Ginder! wenn heit Awend de Ronde gommen sollte, denn braucht'r Eich weiter nich ze beunruhigen; mei Babba duht nämlich de Ronde, un mit dem wer'ch schond fert'g werd'n!"

Und wie gesagt, so geschehen. Als der gestrenge Herr Major am späten Abend vor die Schloßwache kam und der Posten sein sächsisches „Eraus!" gebrüllt hatte, da trat der gute Bordebee-Fähnrich Deodor von W. ganz ungemein „kemiedlich" allein vor die Thür, legte seine Finger vertraulich grüßend leicht an sein Käppi (oder heißt es Gäbbi?) und meinte im fidelsten Tone von der Welt: „Ei gu'n Awend, Babba! Nu, wie geht Der'sch denn?"

J! zum Donnerwetter! Das war denn aber doch eine Unver—frorenheit, die sich selbst der alte biedere Major trotz seiner mehr wie großen Kemiedlichkeit auf keinen Fall gefallen lassen konnte. Er blickte daher den unglückseligen Fähnrich so grimmig und wüthend wie möglich an und erwiderte im höchsten „Denor" der Entrüstung:

„Was? Babba? Wer is hier Babba? 's hat sich karnichts zu verbabba'n! Ich bin gee Babba nich! Ich bin der Herr Major von W., der hier die Ronde duht! Verstanden? Der Deiwel is Ihr Babba, Herr Bordebee-Fähndrich! Lassen Se sofort de Wache ausdreten!"

Großes Tableau natürlich. Die Wache mußte also selbstverständlich in's Gewehr, und der gestrenge Herr Major nahm die pflichtgemäßen Meldungen entgegen, so wie sich dies ja auch gehört.

Dann aber, nachdem dieser dienstliche Theil des Ronde-Geschäfts vorüber war, kam doch ebenso naturgemäß das brave sächsische kemiedvolle Vaterherz wieder bei dem Alten zum Durchbruch, und im freundlichsten Tone von der Welt meinte er nunmehr:

„Siehste woll, Deodor mei Sohn, so warsch richtig! Awer vor allen Dingen darfste den dienstlichen Reschbekt nich bei Seite setzen, Deodorchen, wenn mal e bedeitender Mensch aus D'r werden soll! Das merk D'r for alle Mal, mei liewer Sohn, heerschte?"

Aber o Schreck! Deodor schien für diese Anwandlungen väterlich-warmer Zuneigung in diesem Augenblick absolut keine Empfindungen zu haben, denn er richtete sich stramm in die Höhe und erwiderte mit genau demselben Photas, wie vorher der alte Major:

„Was? liewer Sohn? Wer is hier liewer Sohn? Es hat sich karnichts zu versöhnen! Ich bin Ihr liewer Sohn nich! Ich bin der Bordebee-Fähndrich von W., der hier de Wache duht! Der Deiwel is Ihr liewer Sohn, Herr Major!"

Alle Hagel! Machte der alte von W. aber jetzt erst vollends für ein Paar Augen! So etwas von persönlicher Fr—eiheit und Tapferkeit war denn doch sicher noch niemals in der gesammten sächsischen Armee dagewesen! Der Junge schnauzte ja mindestens wie ein General, oder wenigstens wie ein—pfui Schpinne! — preußischer Unterofficier!

Einen Augenblick stand der alte brave von W. vollständig wie hypnotisirt da. Dann aber raffte er sich zu seiner ganzen väterlichen sowohl, als auch militärischen Energie empor und donnerte los:

„Heeren Se mal, was unterschtehn Se sich denn awer, mei kutester Herr Bordebee-Fähndrich!? Wissen Se denn eewerhaubt, wen Se hier vor sich haben? Ich möcht' Se doch kefälligst nich rathen, daß Se so e Stickchen noch e eenziges Mal wieder browiren, mei Verehrdester, denn sonst wer 'ch Se mal e paar Dage in's Loch stecken lassen, das gönnen Se mer sicher klauben!" —

Deodor aber glaubte das augenscheinlich keineswegs, denn, indem er den alten Haudegen so kalt lächelnd anblickte, wie überhaupt nur ein Porteepeefähnrich zu lächeln vermag, erwiderte er ungebeugten Sinnes:

„Weeßte, Babba, wenn De doch blos das Renommiren lassen wollt'st! Daß De mich in's Loch steckst, das erlaubt ja de Mamma garnich!!!"

Da soll der brave Herr Major kein Wort der Erwiderung weiter gefunden und sich stillbetrübt nach Hause geschlichen haben. So hat man mir's erzählt! —

Eduard Jürgensen.

Verzeihlicher Irrthum.

„Ist das ein nettes Hunderl!"

Geadelte Juden.

Der erste jüdische Edelmann ist in Italien zu finden. Er hieß Perleoni, und war der Sohn eines durch Papst Leo IX. getauften Juden Leo, welcher im Jahre 1116 unter den römischen Adel aufgenommen und Präfect von Rom wurde. Von seinen Söhnen bestieg Leo als Anaclet II. im Jahre 1130 als Gegenpapst Innocenz' II. den päpstlichen Stuhl, während eine Tochter, Alberia, im Jahre 1120 mit König Roger von Sicilien vermählt, jüdisches Blut auf Europas Throne verpflanzte. Bekanntlich ist auch der Versuch gemacht worden, ein noch jetzt in Europa regierendes Haus aus dem Mannesstamme der Perleoni herzuleiten. In Frankreich sehen wir im Jahre 1386 einen Neophyten, Simon Machault, in den Adelstand erheben. In Posen stammen aus der Verbindung König Kasimirs mit der schönen Jüdin Haster oder Esther zwei Söhne, Pelka und Niemira, welche Rechte der polnischen Edelleute genossen. In Rußland wurde der in Georgien herrschende Stamm der Bagratiden, dessen angebliche Abstammung von König David zwar berechtigten Zweifeln unterliegt, dessen jüdische Abstammung aber unzweifelhaft feststeht zum Christenthum gezwungen. Die vier Haupt-Edlen desselben, die Fürsten Bagration, die Fürsten Davidow, die Fürsten Imeretinski und die Fürsten Muskranski brachten durch ihre Verbindungen jüdisches Blut in fast alle russischen Fürstengeschlechter und durch diese wiederum in viele vornehme Familien Europas. Jüdischen Ursprungs ist auch, wie schon sein Name besagt, das ebenfalls georgische Fürstenhaus der Guriel oder Huriel.

Der Professor der Malerei Joseph Weil in Newark, N. J., hat dieser Tage ein Bild für hundert Dollars gekauft, welches angeblich von Peter Paul Rubens im 16. Jahrhundert gemalt und ein Gegenstück zu einem Bilde ist, welches sich in der königlichen Akademie in München befindet und $125,000 werth ist. Weil ist Mitglied jener Akademie und gründet seine Ansicht auf die Buchstaben P. P. R. in der linken Ecke des Bildes, welche mit dem Vergrößerungsglase deutlich sichtbar sind.

Die Bergwerke der Welt liefern jede Woche fünfundzwanzig Tonnen Gold, aber das kostbare Edelmetall ist noch immer so rar, als jemals.

Niemand entgeht seinem Schicksal.

Eine heitere Pfingstgeschichte von Harbert Harberts.

Professor von Bernuth würde viel auszusetzen haben an dem Gesangverein „Die Nachtlampe", und von seinem Standpunkte aus mit unzweifelhaftem Rechte. „Die Nachtlampe" ist nämlich in Wirklichkeit gar kein ordentlicher Gesangverein, und es gehört eine erkleckliche Dosis von Unverfrorenheit dazu, sich so zu nennen, denn was man für gewöhnlich „Stimme" heißt, hat eigentlich Niemand in dem Verein, nicht einmal der Dirigent. Der vielleicht am allerwenigsten.

Eigentlich bildet der Verein auch nur einen fidelen Stammtisch, und lediglich an einem Tage der Woche, an welchem der Wirth des Locals, der bei ihm nächtigenden Clubs wegen, einen „Nachtschein" sich bei der Polizei löst, thut er sich gegen die mitternächtige Stunde als Gesangverein auf.

Von vierstimmigen Gesang ist eo ipso keine Rede. Es wird nur einstimmig gesungen, bald im Chor, bald Solo. Besonders die Sologesänge sind für die „Nachtlampe" eine Quelle des Genusses, denn sie geben den Mitgliedern immer wieder Gelegenheit, ihre angestammtesten Lieder, für die sie aus jeder anderen Gesellschaft hinausgeschmissen werden würden, ungenirt vorzutragen, und jede unwillige Störung der Vortragenden ahndet der Dirigent unnachsichtig mit der sofortigen Eintreibung von Strafgroschen.

Die Strafgroschen spielen in unserem Gesangvereine überhaupt eine gefürchtete Rolle, aber Dank der Strenge des Dirigenten verfügt „Die Nachtlampe" am Schlusse ihrer Wintersaison meist über eine recht gespickte Strafkasse, die einer allgemeinen Abmachung zufolge — Statuten hat „Die Nachtlampe" nicht — ihre Mittel hergeben muß, um eine Vergnügungsfahrt des Vereins zu bestreiten. Dieses Mal war der Inhalt der Strafkasse besonders reichhaltig, und es wurde deshalb in Ansehung des genannten Punktes beschlossen, dieses Mal eine Vergnügungsfahrt „mit Damen" zu veranstalten und zwar am ersten Pfingstfeiertage. Einzelne Mitglieder hatten zwar versucht, gegen den Zusatz; „mit Damen" schüchtern zu opponiren, aber sie waren von der Majorität so entrüstet niedergedonnert, daß sie sich hatten fügen müssen.

Als Ziel des Vergnügungsausfluges war ein romantisch belegenes Dorf, an das ein großer schöner Eichen- und Buchenwald stößt, erwählt und der Dirigent mit seinem Stellvertreter per Akklamation zum „Festcomite" auserkoren worden.

Das „Festcomite" hatte denn auch seines Amtes gewaltet und ein Programm aufgestellt, welches sich keineswegs durch eine besondere Originalität auszeichnete und deshalb der Findigkeit der beiden Herren kein extra rühmliches Zeugniß ausstellte, denn es lautete schlecht und recht:

Abfahrt per Break präc. 5 Uhr Morgens.

Kaffee im Dorfwirthshause.

Spaziergang in den Wald.

Picknick daselbst.

Mittagsmahlzeit im Dorfwirthshause.

Tanz daselbst.

Rückfahrt.

N. B. Die Zwischenpausen werden ad libitum ausgefüllt. Sammelplatz: Restaurant „Zum blauen Affen."

Wir müssen nothwendig, ehe wir an die Beschreibung der Pfingsttour gehen, vorher noch ein paar Worte über die Mitglieder des Gesangvereins „Die Nachtlampe" sagen, bis auf die Personen, die uns näher interessiren werden, allerdings nur in Bausch und Bogen. „Die Nachtlampe" bestand netto aus sieben Personen, eine Zahl, die schon zu vielen guten und schlechten Witzen Veranlassung gegeben hatte. Von diesen sieben Mitgliedern waren vier mehr oder minder schwerbelastete Ehemänner; die drei übrigen verkehrten noch im Stande des Junggesellenthums, und einer von diesen war sogar ein notorischer Weiberhasser.

Das war der Dirigent selber und er hatte auch zunächst Opposition erhoben, als der Ausflug „mit Damen" beschlossen wurde, welche Opposition, wie bereits erwähnt, von den vier Ehemännern im Keime erstickt war. Hans Schmidt — diesen nicht eben ungewöhnlichen Namen führte der Weiberhasser — war im täglichen Leben Buchhalter eines großen Handlungshauses und stand in der Mitte der dreißiger Jahre. Er war ein tüchtiger, gewissenhafter Mensch, der bei seinen Chefs in hoher Gunst stand, aber im Kreise seiner Genossen streifte er alle ernste Schwerfälligkeit, die ihm sonst bei der Erfüllung seiner Berufspflichten anhaftete, von sich und zeigte sich als ein urfideles Haus, von Scherzen und lustigen Einfällen übersprudelnd.

Merkwürdig nun war es, daß Schmidt diese gute gesellige Eigenschaft sofort einbüßte, wenn er durch Zufall in Damengesellschaft gerieth, denn absichtlich oder ohne durch zwingende Umstände dazu veranlaßt zu sein, suchte er die Gesellschaft des schönen Geschlechtes nicht auf. Er wurde in Gegenwart von Damen linkisch und blöde, ärgerte sich selbst darüber und hatte durch diesen Aerger sich richtig in einen fanatischen Weiberhaß hineingeredet, der sich im Laufe der Zeit noch steigerte, je mehr er mit demselben von seinen Freunden aufgezogen wurde. Unter den vier verehelichten Mitgliedern unseres Gesangvereins befand sich auch der frühere Oekonom und jetzige Rentier Grünfeld, ein Mann, der in der „Nachtlampe" sehr beliebt war und seine etwas brüchige Bildung durch eine unerschöpfliche gute Laune ersetzte. Grünfeld hatte zwei Töchter, Anna und Elise, von denen Anna, die älteste, mit ihrem Vetter, der das ehemalige Gut ihres Vaters gekauft hatte und dasselbe bewirthschaftete, verlobt war. Beide Mädchen waren dralle, gesunde, rothbackige Wesen, denen der Schelm aus den Augen blitzte.

Der erste Pfingstmorgen brach in strahlender Schönheit an. Schon eine Viertelstunde vor 5 Uhr Morgens hielt die Break vor dem „Blauen Affen". Das stattliche Vehikel war mit zwei kräftigen Braunen bespannt und zur Feier des Tages mit grünen Guirlanden rings umher geschmückt. Der Kutscher, in blauer Livree mit großen Neusilberknöpfen gekleidet und mit einem neuen leuchtenden Glanzhute auf dem Kopfe, saß auf seinem Bocke zwischen zwei kleinen Fahnen in den deutschen Reichsfarben und in den weißen Mittelfeldern derselben war: „Die Nachtlampe" zu lesen. Mit seltener Präcision fanden sich die Vereinsmitglieder ein. Die vier Ehemänner hatten einen weiblichen Anhang von zehn Personen mitgebracht, so daß die Gesellschaft aus siebzehn Köpfen bestand, von denen sechszehn in der Break, acht an jeder Seite, placirt wurden, während eine Person zu dem Kutscher auf den Bock steigen sollte. Dazu erbot sich sofort der Dirigent Hans Schmidt. In dieser Weise entging er vorerst der ihm lästigen Damengesellschaft. Er hatte sich von dem Sohne seines Hauswirthes dessen Handharmonika, auch „Matrosenklavier" genannt, für den Tag ausgeliehen, und behauptete, ein Meister dieses Instrumentes zu sein; was Rubinstein auf dem wirklichen Klavier leiste, das vermöge er auf der Handharmonika. Man verlieh ihm deshalb in aller Eile den Titel „Musikdirektor" und er kletterte mit seinem Instrumente zu dem Kutscher auf den Bock. Unter den Bänken der Break wurden große Körbe untergebracht mit den Erfordernissen zum Picknick, und nahm die muntere Gesellschaft im Wagen in bunter Reihenfolge Platz. Der Kutscher knallte mit seiner langen Peitsche, der Kellner vom „blauen Affen" schwenkte seine Serviette, die kräftigen Braunen zogen an, und der Wagen rollte davon, durch die Straßen der Stadt hinaus, in das blühende, duftende, sonnenglanzumflossene Land hinein.

Es war eine wonnige Fahrt, an Gärten und Wiesen und Büschen vorbei, prangend im festlichen Galagewande. Balsamische Luft umwehte die, eines solchen Labsals ungewohnten Städter. Drinnen im Wagen herrschte die fidelste Stimmung. Aus dem geheimnißvollen Innern des einen Korbes waren bereits einige Weinflaschen hervorgeholt und machten nun entkorkt die Runde. Grünfeld reichte die eine Flasche dem Dirigenten auf den Bock hinauf.

„Wat is dat vor'n Höhnerkram, Se hebb'n sick to'm Musikdirector awangsiren laten un geben nu keen Ton ut den ollen Kasten von sick. Hier, nehmen Se erst 'n Ordentlichen ut'n Buddel un dann ballern Se mal los!" rief er in gemüthlichem Platt.

„Jawohl! Musik! Musik!" lärmte die Gesellschaft im Wagen durcheinander.

Hans Schmidt war willfährig. Er stärkte sich erst aus der dargereichten Weinflasche, nahm dann sein Instrument und begann ein Stück aufzuspielen, aber kaum hatten sich einige Töne aus dem Kasten hervorgehaspelt, als ein unbeschreiblicher Lärm in dem Wagen entstand.

„Au! Au!" tönten die Ausrufe des Schmerzes und die des Zornes schlossen sich unmittelbar an: „Das nennt der Hallunke Musik? Herunter vom Bock mit dem Kerl! Schmeißt ihn in den Chausseegraben! Schluß! Schluß! Schlu-u-u-u-ß!"

Aber Hans Schmidt ließ sich nicht beirren. Er orgelte unverdrossen darauf los und er machte einen so schönen Höllenradau, daß die Hunde des Dorfes, durch das man eben fuhr, sämmtlich auffässig wurden und den Wagen unter wüthendem Gekläff aus der Gemarkung hinausgeleiteten.

Endlich legte sich wieder Grünfeld in's Mittel, und zwar energisch. „Sünd Se denn des Deuwels?" schrie er dem wackeren Virtuosen zu. „Glieck's geben Se dat verfluchte Dings hier in 'n Wagen herin, oder dat geiht Ihnen wirklich verdammt slecht! Se sünd jo 'n ganz gefährlichen Musikant. Her mit den Kasten!"

Damit suchte er Schmidt die Harmonika zu entreißen, aber dieser hielt sie fest. „Ich bin für das kostbare Instrument verantwortlich," erklärte er, „und was kann ich dafür, daß „Die Nachtlampe" so schauderhaft unmusikalisch ist, meine Leistungen nicht würdigen zu können. Wie ich schon heute früh sagte: was Rubinstein — —"

„O göttlicher Rubinstein!" heulte es im Chor aus dem Innern des Wagens.

„Eenerlei!" fuhr Grünfeld fort, „Geb'n Se de Jammerorgel man herin!" Mien Fro'nslüd sölen em in't Oog behollen. Dann ist de infame Racker good un sicher opbewahrt."

Es half nichts, Hans Schmidt mußte die Harmonika abgeben und Fräulein Elise Grünfeld nahm das „kostbare Instrument" in ihre besondere Obhut.

Jetzt besann sich erst „Die Nachtlampe" auf ihren eigentlichen Beruf, und gleich darauf erklang aus dem Wagen das übliche fidele Lied: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin", wobei ein Hauptsänger des Vereins es nicht unterlassen konnte, bei der Stelle von dem ruhig fließenden „Rhei-ei-ei-ein" einige gewagte und deshalb auch total verunglückte Kaloraturen anzubringen, die er wohlweislich in den folgenden Strophen bei den nämlichen Stellen für sich behielt.

Endlich war das erwählte Ziel, das romantisch gelegene Dorf erreicht, und im Dorfwirthshause wurde der Kaffe getrunken, den die Meisten gern hätten stehen lassen, weil er in höchst fataler Weise nach Spülwasser schmeckte, aber genommen werden mußte, weil er im Programm stand und sein Verschmäben einer Beleidigung des „Festcomites" ähnlich gesehen hätte. Nun wurde mit dem Wirthe und dessen Ehefrau noch Rücksprache über das einzunehmende Mittagessen getroffen und dann der Spaziergang in den Wald angetreten, wobei einige angeworbene Dorfburschen die Körbe mit den Speisen und Getränken nachtrugen. Es hatte sich dazu die ganze männliche Jugend des Dorfes zur Verfügung gestellt, aber es hatte selbstverständlich nur eine bescheidene Zahl von Jungen ausgewählt werden können, was die Abgewiesenen mit bitterem Groll und leider auch mit Gedanken an Rache erfüllte.

Wie herrlich ist zur vollen Frühlingszeit ein Spaziergang im grünen deutschen Walde! In den Kronen rauscht eine ewige Melodie, und es ist uns, wenn wir am Fuße einer uralten Eiche rastend träumen, als erzählte uns der dichtbelaubte Wipfel alte Mären, in denen uns „wnonders vil geseit" wird „von Helden lobebären und grosser kuonheit". Hier wirft die Seele alle Erinnerungen an die kleinlichen Plackereien des Alltagslebens von sich und athmet die Brust der Freiheit in langen durstigen Zügen.

Der grüne deutsche Wald ist so recht der Ort sowohl zum einsamen Träumen wie zum Singen und Jubeln im Kreise lebensfroher Genossen. Kein Wunder, daß der grüne deutsche Wald so viele begeisterte Dichter gefunden hat!

Auch den Mitgliedern der „Nachtlampe" that der Spaziergang im Walde an dem prächtigen Pfingstsonntage recht von Herzen wohl, und als sich die Gesellschaft dann auf einer Lichtung zum vergnügten Picknick lagerte, als den mitgebrachten „guten Sachen" alle Ehre angethan wurde, da war die Stimmung eine so allgemein angeregte, daß der Gesang auch dann nicht ausgeblieben wäre, wenn man zufällig auch nicht die Ehre gehabt hätte, ein Gesangverein zu sein.

Daß unter den vorgetragenen Liedern sich: „Wer hat dich, du schöner Wald" befand, war unvermeidlich; daß aber plötzlich das Lied in nächster Nähe eine entsetzliche Begleitung erfuhr durch die Töne einer stümperhaft malträtirten Handharmonika, erregte doch Sensation. Hans Schmidt wurde blaß, als er die Töne vernahm und eilte, von einer beklemmenden Ahnung ergriffen, ihnen sofort nach.

Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Der hoffnungsvolle Sohn des Dorfwirthes hatte im „Saale" seines Vaters die dort von Fräulein Elise Grünfeld sorgfältig deponirte Handharmonika entdeckt, sich das „kostbare Instrument" mit jener communistischen Naivetät, die man unter der Dorfjugend noch häufig findet, und die sich besonders in Obstgärten bemerkbar macht, sofort annektirt, und nun waren er und seine Altersgenossen auch in den Wald gezogen, um durch ein Concert daselbst sich an den Städtern für ihre Abweisung beim Transport der Fourage zu rächen.

Als Hans Schmidt den Schauplatz des Concertes beflügelten Schrittes betrat, bot sich ihm ein interessanter Anblick dar. Der hoffnungsvolle Sohn des Dorfwirthes stand unter einer Buche und bearbeitete das von Schmidt ausgeliehene und ihm auf die Seele gebundene Instrument in der denkbar rücksichtslosesten Weise und um ihn tanzte johlend und brüllend sein Auditorium einen förmlichen Indianertanz.

Hans Schmidt war wüthend. „Willst Du, verfluchter Bengel," schrie er, „wohl augenblicklich die Harmonika hergeben! Warte, Kanaille, ich will Dir auf den Pelz kommen!"

Das war aber leichter gesagt als gethan. Die Dorfjungen ließen sich nicht so schnell in's Bockshorn jagen und sprangen vor dem ergrimmten Buchhalter hin und her, so daß er an den höhnisch grinsenden Harmonikaspieler garnicht hinankommen konnte.

Plötzlich ließ dieser aber mit einem Schreckensruf das mißhandelte Instrument fallen und rannte davon, gefolgt von seinen bestürzten Kumpanen. Es war ein Koup, wie der von „Ziethen aus dem Busch", denn Elise Grünfeld war dem Feinde leise in den Rücken geschlichen, hatte mit dem dicken Metallknopfe ihres Sonnenschirmes unvermuthet dem Harmonikaspieler hinterrücks einen tüchtigen Hieb zwischen die Schulterblätter versetzt und stand nun wie eine Jungfrau von Orleans triumphirend da.

Hans Schmidt vergaß mit einem Male all' seinen Weiberhaß, so imponirte ihm die plötzliche Erscheinung der jungen Dame.

Er eilte auf sie zu, ergriff ihre Hand und rief: Fräulein Elise, ich bewundere Sie und danke Ihnen! Sie sind eine Heldenjungfrau."

Elise lachte.

„Legen Sie's da nur hin!" antwortete sie. „Halten Sie es wirklich für so ein großes Heldenstück, einen unverschämten Jungen zu züchtigen?"

„Es gehört doch Muth dazu, den man bei zimperlichen jungen Damen nicht allzu häufig findet."

„Zimperlich? Bin ich etwa zimperlich, Herr Schmidt? Man sieht es, daß Sie nicht mit Unrecht für einen Feind unseres Geschlechtes gescholten werden, denn Sie urtheilen und verurtheilen durch die Bank weg."

„Oh, oh!"

„Nicht geohoht! Sie sind unheilbar, Herr Schmidt!"

„Keineswegs, mein Fräulein! Sie könnten —"

„Nun, was könnte ich?" rief Elise mit lachendem Uebermuthe.

Hans Schmidt antwortete nicht, sondern ergriff wieder die Hand der jungen Dame und drückte, hingerissen von der Macht des Augenblickes, einen Kuß darauf. Und eben in diesem Momente kam die ganze Picknickgesellschaft lachend aus den Gebüschen heraus, um nachzusehen, wo die Zwei blieben. Es ist selbstverständlich, daß an launigen Bemerkungen kein Mangel war, als man die Beiden in der beschriebenen Situation erblickte, und als man wieder auf der früheren Lichtung lagerte, hielt einer aus der Gesellschaft, ein berühmter Redner vor dem Herrn, einen schönen Speech, worin er Fräulein Elise Grünfeld als die Krone ihres Geschlechtes feierte, weil sie es verstanden habe, einen notorischen Weiberhasser zu unterjochen und ihn mit an den Siegeswagen der weiblichen Schönheit zu spannen. Hans Schmidt, der neben Elise hatte Platz nehmen müssen, lächelte bei dieser Rede vergnügt; die kleine Grünfeld hatte wirklich einen eklatanten Sieg über ihn errungen.

Auch beim Mittagsmahl im Dorfwirthshause — der hoffnungsvolle Sohn des Wirthes hatte, nebenbei gesagt, für sein Harmonikaattentat von seinem gestrengen Vater eine gehörige Tracht Prügel empfangen — saß Hans Schmidt neben Fräulein Elise und später bei dem programmmäßigen Tänzchen machte er mit ihr einen Walzer, den einzigen Tanz, den er mit genauer Noth „abzupedden" im Stande war. Er hatte sich bei alledem so ausgezeichnet unterhalten, daß er sich im Stillen sagte: sein bisheriger Weiberhaß sei im Grunde genommen doch eine etwas lächerliche Schrulle gewesen; freilich seien die jungen Mädchen heutigen Tages auch meist nicht im Entferntesten mit Elise Grünfeld zu vergleichen; Elise Grünfeld sei die einzig wahre u. s. w.

Und als man Abends nach fröhlich verbrachtem Tage wieder heimfuhr, saß ein Anderer neben dem Kutscher auf dem Bocke; Hans Schmidt saß neben Elise Grünfeld in der Break und zwischen beiden lag in ihrer Pappschachtel die bedeutungsvolle Handharmonika. Als es dunkel zu werden begann, hielt man an einer, am Wege belegenen Schenke und entzündete dort die Lichter in den mitgebrachten bunten Papierlampions, mit denen der Wagen behängt wurde. Nach dem Wiedereinsteigen nahm Hans Schmidt die Pappschachtel mit der ihm zu treuen Händen anvertrauten Handharmonika und legte sie sorgsam in die Ecke des Wagens.

Elise sah ihn schelmisch verwundert an.

„Das Ding stört uns nur in der Unterhaltung", sagte Schmidt.

„Ach so!" erwiderte Elise und kicherte dazu.

Die Unterhaltung wurde dann auch sehr eifrig zwischen den Beiden, aber sie wurde nur flüsternden Tones gepflogen, und ihr Inhalt entzog sich deshalb vollständig der Kenntniß der übrigen Gesellschaft.

Als die Break gegen 12 Uhr in der Nacht die Stadt wieder erreicht hatte und durch die Straßen dem „blauen Affen" von Neuem zurumpelte, faßte Hans Schmidt plötzlich die Hand des neben ihm sitzenden jungen Mädchens, drückte dieselbe zärtlich und sagte leise: „Wie hat Ihnen denn unsere heutige Ausfahrt gefallen, Fräulein Elise?"

„Sehr schön! Und Ihnen?"

„Ueber alle Maßen! Darf ich morgen bei Ihnen im Hause vorsprechen und mich erkundigen, wie — wie — wie Sie nach der Tour geschlafen haben?"

Fräulein Grünfeld antwortete nicht, aber Hans Schmidt fühlte mit einer, für ihn höchst seltsamen Wonne einen Gegendruck der kleinen Hand, die noch immer in der seinen lag. Er fragte nicht weiter; der Händedruck mußte wohl deutlich genug „Ja!" gesagt haben.

* * *

Hans Schmidt machte am zweiten Pfingstfeiertage dem Rentier Grünfeld einen Besuch und diesen Besuch wiederholte er immer häufiger; bald ging er jeden Tag in das Grünfeld'sche Haus, und eines Abends kam er in „Die Nachtlampe" und rief: „Kinders, heute Abend wollen wir mal riesig vergnügt sein! Ich gebe eine Bowle aus, in der die ganze kaiserlich deutsche Marine umherschwimmen kann!" Am nächsten Tage aber stand in den Zeitungen die Anzeige zu lesen:

Als Verlobte empfehlen sich:
Elise Grünfeld
Hans Schmidt.

— Ein Rechtsfall. Prof.: „Ich will Ihnen einen Rechtsfall vorlegen: Mutter und Tochter schlafen zu gleicher Zeit mit ihren zwei kleinen Knaben im nämlichen Zimmer. Da die Anzüge gleich und die Kleinen sich sehr ähnlich waren, so verwechselten die Kindsmägde die Kinder und Niemand wußte, welches Kind der Mutter und welches der Tochter gehörte. Wie würden Sie da entscheiden?" — Cand.: „Wissen Sie gewiß, Herr Professor, daß die Kinder verwechselt worden sind?" — Prof.: „Nun, ich sagte es Ihnen ja schon!" — Cand.: „So! gut, dann tauscht man einfach die Kinder gegenseitig wieder aus."

— Ah so! A: „Sagen Sie, wer ist denn jener Herr dort drüben mit der Dame am Arm?" — B: „Das ist ein Schriftsteller. Denken Sie, dem haben vor etwa einem halben Jahre 6 Zeilen 100,000 Mark eingebracht." — A: „Ah, nicht möglich!" — B: „Doch, doch — es war eine Heirathsanzeige."

— Auch ein Compliment. „Nun", fragt eine junge Hausfrau ihren Gast nach dem Mittagessen, „wie hat's geschmeckt? Ich habe nämlich selbst gekocht!" „Meine Hochachtung!" entgegnet er — „man hat's gar nicht gemerkt!"

— Druckfehlerteufel. Die Sängerin war diesen Abend reizend. Die schlanke Gestalt trug ein zierliches Köpfchen, von dem das blonde Haar in zahlreichen Lü cken über die Schultern hing.

— Lakonische Werbung. „Kochen!" — „„Ja!"" — „Klavier?" — „„Nein!"" — „Mein!"